

Christian Fleck

## Für eine soziologische Geschichte der Soziologie

Eine in der Soziologie weit verbreitete rhetorische Figur handelt von ihrem Nutzen (alternativ auch: Relevanz, Bedeutung, Funktion, Auftrag) für die Gesellschaft. Als Lehrer werden wir nicht müde, jeder neuen Kohorte von Lehrlingen zu erklären, dass uns die Gesellschaft braucht; in der Rolle des öffentlichen Wissenschaftlers – also in der Position, in der wir uns an das Publikum oder die Entscheidungsträger wenden – unterstreichen wir die Bedeutung dessen, was wir tun, und mehr noch dessen, was wir (künftig noch) herausfinden (werden); als gewählte Funktionäre professioneller Organisationen weisen wir in Rechenschaftsberichten die Erfolge aus und bedauern öfter das Scheitern. Weil wir diese Haltung auch dann noch einnehmen, wenn wir unter uns sind, wird man annehmen müssen, dass wir an die Botschaft glauben, dass sie tief in unserem Kollektivbewusstsein verankert ist. Damit können wir uns zumindest das Fehlen von Zynismus oder Doppelmoral zugute halten – ob wir einer Selbsttäuschung unterliegen, steht auf einem anderen Blatt.

Die Rede vom Nutzen der Soziologie für die Gesellschaft tritt regelmäßig in Verbindung mit der Idee auf, die anderen, die Gesellschaft, würden uns brauchen, sie hätten soziologische Aufklärung nötig und zumindest ihre aufgeklärteren Mitglieder wüssten darum. Diese Vorstellung nenne ich das Nachfragemodell: Kunden verspüren einen Mangel an Wissen, Einsicht oder Durchblick und wenden sich an diejenigen, denen sie zutrauen, ihr Bedürfnis zu befriedigen. Wenn unter Ideologie die legitimierende Deutung von Interessenlagen verstanden wird, dann handelt es sich beim Nachfragemodell um einen klaren Fall einer Berufsideologie. Ihr Nutzen für die Mitglieder der Zunft liegt auf der Hand: Was wir tun, tun wir für andere. Professioneller Altruismus schmeichelt nicht nur jenen, die ihn haben, er macht sich auch unmittelbar bezahlt. Es liegt im wohlverstandenen Eigeninteresse der Profession, den Glauben an die eigene Mission am Leben zu erhalten und die anderen davon zu überzeugen.<sup>1</sup>

In diesem Punkt unterscheiden sich Soziologen nicht von anderen Berufsgruppen, prestigeträchtigen und weniger angesehen: Auch Journalisten meinen, sie dienen dem Informations- und Unterhaltungsbedürfnis von Lesern

und Sehern, Putzfrauen ziehen das geringe Selbstwertgefühl, das ihr anstrengender Beruf offeriert, daraus, dass die „Herrschaften“ mit der von ihr erbrachten Leistung zufrieden sind. Ebenso wie die Ärzte von den Kranken, die ihre Ordination aufsuchen, um geheilt zu werden, hintennach nicht nur ein Honorar erhalten, sondern gelegentlich auch noch ein Geschenk überreicht bekommen, werden Flugzeugpiloten nach der Landung von den erleichterten Passagieren mit Applaus bedankt. Worin besteht bei Soziologen das Analogon zum Applaus, Honorar oder Prestige? Klagen wir nicht regelmäßig darüber, dass das Publikum – oder genauer derjenige Teil, der sich dazu äußert – sich zu Unrecht über das Soziologenchinesisch mokiert, unsere Statistiken für unglaubwürdig hält, weil es dem oft zitierten Bonmot folgt, man traue nur den Zahlen, die man selbst gefälscht habe? Ärgert es uns nicht oft, dass die nach großen Anstrengungen vorgelegten Erkenntnisse achselzuckend mit „no na“ kommentiert werden – was im Englischen nobler als „truism“ ausgedrückt werden kann? Und dass uns erst jüngst vorgehalten werden konnte, wir hätten die Revolution in Osteuropa nicht vorhergesehen, stärkt unser Selbstbewusstsein auch nicht gerade. Wenn der Nutzen, der uns so wichtig ist, von den anderen nicht ausreichend gewürdigt wird, reagieren wir darauf mit verstärkten Bemühungen um die Aufklärung jener, die sich noch unwillig zeigen, sich von Soziologen aufklären zu lassen.

Die Rede vom Nutzen der Soziologie ist eine Selbsttäuschung, eine Ideologie im Sinne des falschen Bewusstseins, das ein unzutreffendes Bild der Verhältnisse produziert. – Sie ist das Opium der Soziologen.

Als Beweis diene eine relativ einfache Überlegung: Wenn jemand etwas Nützliches tut, dann passieren auch Fehler, dann verfehlt man das nützliche Ziel gelegentlich und richtet einen Schaden an. Ein nicht beabsichtigter Nebeneffekt des Strebens nach Nutzen ist der gelegentlich auftretende Schaden. Um das für zutreffend zu halten, muss man gar nicht Murphy's Law bemühen. Wer Nutzen stiften will, schafft es gelegentlich nur, Schaden anzurichten, das eine impliziert das andere. Die zweifelsfrei nützliche Medizin hat in ihrer bisherigen Geschichte ebenso zweifelsfrei Schaden produziert; einen Schaden, der nicht aus der unsachgemäßen Handhabung durch ein minderbemitteltes oder fahrlässig agierendes Zunftmitglied resultierte, sondern der aus einer falschen „Theorie“, aus einer sich erst später als falsch herausstellenden kollektiv geteilten Ansicht notwendig folgt.

Definitionsgemäß waren und sind diese Schäden im Bereich der angewandten Medizin größer als im Grundlagenbereich (Silikonimplantate, Contergan), doch in beiden lässt sich zeigen, dass Kausalannahmen falsch waren oder Faktoren übersehen wurden, dass der Geltungsbereich überzogen war etc. Schadensfälle lassen sich auch in der Psychologie und Psychotherapie (der

Mesmerismus des 19. Jahrhunderts, Bruno Bettelheims Erklärung der Wurzeln des Autismus in der Gefühlskälte der Mütter), der Biologie (die als Kranio-metrie bekannt gewordene Schädelvermesserei, an der sich auch Charles Darwin beteiligte; DDT), ja auch der Ökonomie finden (Malthus, in anderen Fällen ist die Frage, ob es ein Schaden war, umstrittener, aber gute Kandidaten sind die Theorie ausgeglichener Staatshaushalte in den 30er Jahren, die natürliche Arbeitslosenrate, die Laffer Kurve der angebotsorientierten Nationalökonomien der jüngsten Vergangenheit). Sie sind in der wissenschaftskritischen Literatur dokumentiert. All diese Schäden traten ein, weil die zugrunde liegende Quasi-Theorie von vielen Wissenschaftlern geglaubt wurde oder deren Glaube von ihren Kollegen toleriert wurde, ihre Prognosen sozial wirksam wurden und sich später herausstellte, dass die Grundlagen falsch waren.

In den letzten zwei Jahrhunderten lässt sich dagegen – so meine Hypothese – kein Schaden finden, der seinen Ausgangspunkt in der Soziologie hatte. Die einschränkende Qualifizierung „Ausgangspunkt“ ist nötig, weil die Soziologen der Vergangenheit, wie die der Gegenwart, die kulturell dominanten, sich später als falsch herausstellenden „Theorien“ meist teilten, aber sie waren nie deren Urheber. Mit Hilfe dieser Einschränkung kann man alle Fälle, in denen Leitideen aus anderen Disziplinen in die Soziologie hineingetragen wurden, als mittelbare Schadensfälle klassifizieren (paradigmatisch hierfür ist der Sozialdarwinismus). Ähnliches gilt für politische Ideologien, die zu teilen Soziologen bekanntlich nie müde waren und sind, die aber nie professionelle Soziologen zu Urhebern hatten; der Zusatz „professionelle“ kann die Frage ausklammern, welchen genetischen Anteil Marx an der späteren Entwicklung der von ihm mitgeschaffenen Ideologie hatte.<sup>2</sup> Das Mitläufertum von Soziologen gilt mir nicht als Schadensfall, weil ja in allen bekannten Fällen Soziologen sich neben Altphilologen, Medizinern usw. unter den Bannern welcher Partei auch immer einfanden.

Wenn es sich als richtig herausstellen sollte, dass die Geschichte der Soziologie bislang keine Schadensfälle zu verzeichnen hat,<sup>3</sup> dann sehe ich mich bestärkt darin, die Behauptung aufrecht zu halten, die Soziologie habe keinen Nutzen für die Gesellschaft. Vielmehr nutze sie diese und deren Ressourcen für die Aufrechterhaltung und Erweiterung ihres eigenen Betriebs. Die Konsequenzen für das professionelle Selbstbild lägen auf der Hand, brauchen hier aber nicht weiter untersucht zu werden (nicht zuletzt weil ich nicht glaube, dass meine These so schnell Anerkennung und Verbreitung finden wird). Mir dient die These dazu, zu zeigen, dass es realistischer ist, ein Angebotsmodell soziologischen Wissens zu vertreten: Soziologen schaffen sich die Nachfrage nach ihren Produkten, werben Mittel ein und versprechen den zur Nachfrage Überredeten etwas, was sie dann gelegentlich auch in versprochener Qualität liefern.

Würde man bei der Betrachtung der Tätigkeit der Soziologen von deren habitualisierter Bindung an Nachfrage und Nutzen absehen und für den argumentativen Augenblick annehmen, es gäbe keine (induzierte) Nachfrage nach ihren Befunden, landete man bei einer autonomen Wissenschaft, einem höchst unpraktischen Unternehmen, das sich (abgesehen von der Ausbildung einiger Studenten) nicht durch die Erbringung von Dienstleistungen an die Gesellschaft legitimieren kann. Diese Soziologie im Elfenbeinturm sähe sich einigen Schwierigkeiten gegenüber, so mutmaßlich einer Verringerung der ihr zur Verfügung stehenden Forschungsmittel, beispielsweise einem Legitimationsloch ähnlich dem der sich heute Kulturwissenschaften nennenden Geisteswissenschaften und vor die Notwendigkeit gestellt, ihr Tun internalistischen Qualitätskriterien zu unterwerfen. Eine derartige Soziologie würde über kurz oder lang andere Persönlichkeitstypen anziehen, andere Themen für erforschenswert halten und eine andere kognitive Gestalt annehmen – sie könnte immer noch Soziologie sein, eine Lehre, die „das Leben, das wir führen, unter der Annahme analysier(t), es werde von Faktoren bestimmt, die in der Vergesellschaftung des Menschen ihren Ursprung haben.“ (Lepsius 1998, 209) Wer an dieser Soziologie Interesse hätte, könnte sie erlernen, ihre Bücher und Aufsätze lesen, sich ihre Resultate popularisieren lassen, er würde aber nicht mehr mit dem unrealistischen Versprechen behelligt, das alles sei praktisch von Bedeutung.

Diese Überlegungen vorangestellt, kann ich mich nun der eigentlichen Frage dieses Aufsatzes zuwenden, nämlich der nach dem Angebot, das eine soziologische Geschichtsschreibung der Soziologie (künftig kurz SGS) dieser selbst zu machen imstande ist, und den Voraussetzungen, die dieses Unterfangen erfüllen muss. In Abwandlung der oben zitierten Vorstellung von Soziologie könnte eine Definition von SGS lauten: Sie analysiert die Entwicklung der Soziologie unter der Annahme, diese sei von Faktoren bestimmt worden, die in der Vergesellschaftung ihrer Mitglieder ihren Ursprung haben, und diese Faktoren ließen sich mit den Methoden, die die Soziologie bislang hervorgebracht hat, analysieren. Am Beginn steht also die Einsicht, dass eine SGS, jenseits der Lieferung von Material für eine disziplinäre Selbstreflexion, ein ziemlich nutzloses Ding ist. Sie wird nicht nachgefragt, sie wird allenfalls toleriert, sie wird nicht gefördert, sondern bestenfalls hingenommen – sie ist kein Bestandteil des disziplinären Selbstverständnisses.

Bevor wir darauf zu sprechen kommen können, welche Angebote eine SGS habe, muss die Frage erörtert werden, ob es sie überhaupt schon gibt. Geschichten der Soziologie (GS)<sup>4</sup> gibt es nämlich seit dem Beginn der Soziologie. Dieser etwas skurrile Befund – man denke bloß an irgend eine andere soziale Entität, die in Kindesjahren ihre Geschichte zu schreiben beginnt – verweist

auf die damalige disziplinäre Labilität der Soziologie. Offenkundig musste die konstruierte (Vor-)Geschichte als Legitimation des künftigen Treibens der neuen Soziologen dienen. Ludwig Gumplowicz, der von sich selbst behauptet, 1885 das erste deutschsprachige Buch, das „Soziologie“ im Titel trug, veröffentlicht zu haben, brachte zwanzig Jahre später als „Geschichte der Staatstheorien“ (Gumplowicz 1926b) eine GS heraus, die er bei Hammurabi beginnen und bei seinen Zeitgenossen Lester Ward, Friedrich Ratzel und Gustav Ratzenhofer enden lässt. Gumplowicz ist nicht der einzige frühe Soziologe, der eine GS verfasste.<sup>5</sup> Im deutschen Sprachraum ist er es, der in der Soziologie die präsentistische Geschichtsschreibung inauguriert: Der Blick zurück dient der Gegenwart und Zukunft.<sup>6</sup>

GS dienen einem angebbaren Zweck, sie wollen etwas Bestimmtes: Der nach hinten weit ausholende Überblick soll der fragilen, eben erst entstehenden Disziplin zur Anerkennung verhelfen. Ihre Verfasser zeigen, welchen Nutzen die Menschheit daraus ziehen hätte können, wenn eine soziologische Deutung schon früher nachgefragt worden wäre. Jetzt, im Augenblick, in dem der Verfasser der GS wirkt, sollte die Chance ergriffen werden.<sup>7</sup> Von den Mängeln, die dem Präsentismus immer schon vorgehalten wurden, nämlich die Vergangenheit in den Dienst der Gegenwart zu zwingen und damit zu verbiegen, muss einer besonders akzentuiert werden: Präsentistische GS wirken dabei mit, ein kontinuierliches Bild der Entwicklung der Disziplin zu zeichnen. Sie betonen die Gerichtetheit der historischen Entwicklung, an deren jeweiligem Ende – dem Höhepunkt – der Verfasser oder, wenn der Autor zu den Bescheideneren gehörte, auch seine Zeitgenossen stehen.

Im Unterschied zu anderen Sozialwissenschaften errangen GS nie eine sehr prominente Rolle.<sup>8</sup> Ungleich der ökonomischen Dogmengeschichte oder der Geschichte der Psychologie gelang den Proponenten der GS der Schritt zur Institutionalisierung nicht. GS blieben Dekor und wurden weder integraler Bestandteil des Curriculums noch des disziplinären Selbstverständnisses. Ein Blick auf institutionelle Gegebenheiten kann das unterstreichen: Zeitschriften, die der Vergangenheit des Faches gewidmet sind, sind rar oder betten die Soziologie in breitere Disziplin-konstellationen ein, innerhalb derer sie dann zumeist nur selten behandelt werden;<sup>9</sup> Sektionen für die Geschichte der Soziologie fehlen oder sind von geringer Bedeutung;<sup>10</sup> es gibt keine internationalen Vereinigungen, die sich der Geschichte der Soziologie widmen;<sup>11</sup> eine systematische Ausbildung von Studenten in diesem Spezialgebiet ist mir nicht bekannt.<sup>12</sup>

GS standen und stehen in Konkurrenz zum Feld der soziologischen Theorie, Überlappungen zwischen und Gleichsetzung der beiden sind die Regel. Diese Besonderheit der Soziologie wurde schon verschiedentlich kritisch vermerkt.

(Merton 1967, Merton 1981a) Die Beiträge von Marx, Durkheim, Weber, Simmel, Cooley, Mead etc. sind in der Soziologie viel gegenwärtiger als beispielsweise ebenso alte Autoren der Ökonomie, der Psychologie oder Anthropologie. Da Arbeiten, die zur Theorie gezählt werden können, offenkundig reputierlicher sind und da Interpretationen und Reinterpretationen älterer Theoretiker für Beiträge zur aktuellen Theoriedebatte gehalten werden, kann man bei oberflächlicher Betrachtung der soziologischen Produktion den Eindruck gewinnen, die Geschichte des Faches sei gut erschlossen. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall. In der Geschichtswissenschaft ist eine Historie, die sich auf die großen Männer und großen Taten beschränkt, nicht mehr konsensfähig; in den Wissenschaftsgeschichten einiger Disziplinen herrscht hingegen immer noch ein derartiger Bias (neben der Soziologie ist hier vor allem die Philosophie zu nennen, aber auch die Ökonomie; im geringeren Umfang herrscht die Tendenz, nur große Männer zu beachten, in der Psychologie und Anthropologie). Woher kommt diese zutiefst unsoziologische Betrachtungsweise der vergangenen Soziologie? Warum beschäftigt sich die Literatursoziologie seit langem auch mit der Analyse von Massenware? Warum käme kein Wertwandelforscher auf die Idee, sich mit den Wertbekundungen der Elite zu begnügen? Mit einem Wort, warum bleiben in den GS basale Konzepte der Disziplin unberücksichtigt? Phänomene der sozialen Schichtung und sozialen Schließung, Interessenslagen, die Berücksichtigung makrosozialer und -politischer Kontexte, die Differenz zwischen dem öffentlich Bekanntem und den im Hintergrund wirkenden Einflüssen, die Anwendung wohl etablierter Perspektiven aus anderen Teilbereichen der Soziologie, wie Dunkelfeldforschung, korrekte Ziehung von Stichproben, ganz zu schweigen von Triangulation, Netzwerkanalyse oder anderen Finessen – all das hat bislang nicht Eingang in GS gefunden.

Zwei Bemerkungen müssen hier eingeschoben werden: Zum einen fällt es mir selbst schwer, zu glauben, dass irgendwann irgendjemand an Büchern über die Geschichte der Soziologie Interesse zeigen wird, die „Die Volksmassen in der Geschichte“, „Maschinenstürmer“, „Von feinen und von kleinen Leuten“ oder schlicht „Wir Untertanen“ überschrieben sind – um einige mehr oder weniger bekannte und einflussreiche Titel der neueren Alltagsgeschichte zu zitieren. Woher kommt es, dass die unteren Schichten, die Masse aller Wissenschaftler, keine Neugier auf sich ziehen? Liegt das bloß daran, dass die Wissenschaftsgeschichte ihren Nachbardisziplinen ein wenig hinterher hinkt und sich die sozialgeschichtliche Perspektive als Leitparadigma hier erst noch durchsetzen muss, oder liegt es daran, dass die Konsumenten von wissenschaftlicher Literatur derartige Produkte schlicht fad fänden? Zweiteres ist sehr unwahrscheinlich, tauchen doch „einfache“ Wissenschaftler in Romanen und Filmen – meist ironisch porträtiert – durchaus auf.<sup>13</sup>







